



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der Untergang der alten Welt

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Der Untergang der alten Welt



elegentlich wird wohl die Frage aufgeworfen, ob unsre europäische Kultur nicht einmal ein ähnliches Schicksal haben könne wie die antike Welt, ob sie nicht ebenso wie diese untergehen werde. Macaulay stellt sich einen gebildeten Reisenden aus Neu-Seeland vor, der von einem gebrochenen Bogen der Londonbrücke aus die riesigen Trümmer der Paulskirche aus dem endlosen Ruinenfeld aufsteigen sieht, das einst London war, und Oskar Peschel sieht die Zeit kommen, wo Europa seinen Vorrang an Amerika werde abtreten müssen, wie einst die Mittelmeerländer hinter den ozeanischen Küsten zurückgetreten seien. Nun, die antike Welt, d. h. die einheitliche Kultur des Völkerkreises rings um das Mittelmeer, ist untergegangen, und als sie aufblühte, da waren die semitischen Kulturreiche Mesopotamiens schon gefallen und ihre Hauptstädte Ninive und Babylon in ungestalte Trümmerhaufen verwandelt. Aber in allen diesen Fällen haben kriegerische Erschütterungen und gewaltsame Zerstörungen durch fremde Völker die Entscheidung gegeben. Vor solchen Gefahren scheint doch Europa geschützt zu sein; denn die Vorstellung, die europäischen Völker und ihre Kultur könnten etwa von einer mongolischen Völkerflut verschlungen werden, wie die antike Welt von der germanischen, slawischen und arabischen, ist kaum ernst zu nehmen, und wenn wirklich diese äußern Gefahren den antiken Völkern hauptsächlich oder gar ausschließlich den Untergang gebracht haben, dann dürfen wir mit guter Zuversicht in die Zukunft sehen. Ist dem aber wirklich so? Haben wirklich die „Barbaren“ das römische Reich zerstört, wenn auch, wie man ja allgemein zugiebt, mit der nicht gewollten Unterstützung des Christentums von innen heraus? Oder ist nicht der Untergang der antiken Gesittung ebensosehr oder gar in erster Linie durch Gründe,

die in ihr selber lagen, herbeigeführt worden? Ist nicht etwa ihr Untergang im wesentlichen die logische Folge ihrer eigensten innern Natur?

Was heißt zunächst „Untergang der antiken Welt“? Das römische Reich, das staatliche Gehäuse, das sie umschloß, ging im Abendlande völlig zu Grunde, wurde hier ersetzt durch germanische Staaten, behauptete sich zwar in einem guten Teile des Morgenlandes, wenn auch in wesentlich veränderter Gestalt, verlor aber seine gesamten Ostprovinzen an die Araber, den Norden der Balkanhalbinsel an die Slawen, wurde also aus einem Weltreiche zu einem unter den andern Mittelmeerstaaten. Zweitens sank der wirtschaftliche Zustand namentlich im Kern des Abendlandes unter umfassenden, gewaltsamen Zerstörungen auf eine tiefere Stufe zurück, die reine Naturalwirtschaft verdrängte die antike Geldwirtschaft. Drittens starb die eigentlich antike Geistesbildung fast völlig ab, und was an ihre Stelle trat, war etwas neues, das sich nicht aus ihr, sondern neben ihr gebildet hatte und weiterbildete. Physisch ging die Bevölkerung des römischen Reichs natürlich nicht zu Grunde, soweit nicht Kriegsstürme und Seuchen sie lichteteten, was allerdings in hohem Grade der Fall war, aber indem mit der Auflösung des römischen Reichs, der Lähmung des Verkehrs und dem Absterben der bisherigen Bildung die Bande zerstört wurden, die dies bunte Völkergemisch zusammenhielten, verschwand das Gesamtbewußtsein, die landschaftlichen Verschiedenheiten brachen siegreich durch, die selbständigen romanischen und germanischen Nationen begannen sich zu bilden.

Das römische Reich steht nicht sowohl nach seiner Ausdehnung als vielmehr nach seinem innern Wesen in der Weltgeschichte ohne gleichen da. Es war thatsächlich die Herrschaft Italiens, nicht etwa der Stadt Rom, über die Völker rings um das Mittelmeer, die im Osten überreif und abgelebt, im Westen unreif und unentwickelt waren, und nur unter solchen Verhältnissen ist seine Aufrichtung möglich gewesen. Es schloß also für jene an sich schon die Entwicklung ab, für diese beschleunigte es sie künstlich, für beide bezeichnete es eine Periode des Greisenalters, hier des natürlichen, dort des verfrühten. In zwei verschiednen Stufen hat es sich ausgebildet. Bis in den Anfang des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts hinein bestand es aus dem von Rom aus politisch und wirtschaftlich gewaltsam geeinigten Italien und einer Anzahl abhängiger Staaten; als Provinzen, d. h. als Domänen des römischen Volks, wurden nur die früher karthagischen, also schon früher fremder Herrschaft unterworfenen Gebiete, Sicilien und Südspanien, verwaltet. Seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts verwandelten sich jene abhängigen, aber im Innern noch selbständigen Staaten in rascher Folge in Provinzen, und das dauerte auch noch in der ersten Kaiserzeit fort.

Auf keiner dieser beiden Stufen war das römische Reich ein Einheitsstaat im modernen Sinne. An seiner Spitze standen in der republikanischen Zeit thatsächlich der Senat, d. h. der in einer so gut wie erblichen Körper-

schaft zusammengefaßte stadtrömische Adel, und die aus demselben Stande hervorgehenden jährlich wechselnden Beamten der römischen Bürgergemeinde. Die sogenannten Volksversammlungen umfaßten längst nicht mehr die seit dem Anfange des ersten Jahrhunderts mit der freien Bevölkerung ganz Italiens zusammenfallende und schon über die Provinzen zerstreute römische Bürgerschaft, sondern seit den Gracchen hauptsächlich nur noch das faule hauptstädtische, auf Staatskosten ernährte Proletariat; sie waren daher entweder ganz bedeutungslos oder willige und gedankenlose Werkzeuge in den Händen ehrgeiziger und oft höchst gewissenloser Streber meist hochadlicher Abkunft. Das Kaisertum beseitigte sie vernünftigerweise bald ganz, verwandelte den Senat in eine Art von Reichsvertretung, überließ ihm die Verwaltung Italiens und der ältern, längst befriedeten und daher militärisch nicht mehr besetzten Provinzen in den alten Formen, gab ihm die Aburteilung der sogenannten Majestätsverbrechen und ordnete sich selbst der Verfassung ein, so gut es ging. Der Imperator übernahm die militärische und bürgerliche Volksgewalt (*imperium*) in den militärisch besetzten Grenzprovinzen, damit den ausschließlichen Heerbefehl, und die Leitung des Senats. Er bedeutete mehr als ein moderner konstitutioneller Monarch durch die ganz unumschränkte Verfügung über die gesamte bewaffnete Macht und über die volle Hälfte des Reichs, sowie durch die zeitweilige Schwäche des Senats, die zuweilen ein launenhaftes und grausames Sultansregiment ermöglichte. Andererseits bedeutete er wieder weniger, denn seine Gewalt war gesetzlich weder erblich noch auch nur unteilbar, und sie wurde der Idee nach von dem souveränen römischen Volke ihm übertragen, was praktisch um so gefährlicher war, als das Heer oder auch ein Bruchteil davon sich gern als dies Volk fühlte und sich daher wohl herausnahm, den Kaiser zu stürzen und einen neuen zu erheben, den dann der Senat eben nur anzuerkennen hatte. Von einer dynastischen Anhänglichkeit und Loyalität, von dem, was wir Treue nennen, war in diesem Staatswesen keine Spur vorhanden; die Reste des alten Adels standen dem Kaisertum in so ungebrochener Feindseligkeit gegenüber, wie der Faubourg St. Germain den Napoleoniden, und die Gefahr rascher Entartung der Herrscher, gegen die es kein gesetzliches Mittel gab, machte gelegentliche Thronumwälzungen zur Notwendigkeit. Immerhin ist es merkwürdig, daß das römische Recht, das auf dem Gebiete des Privatrechts so scharfsinnig bis ins kleinste hinein alles ordnete, niemals von den staatsrechtlichen Voraussetzungen der Republik loskam und somit niemals dazu gelangte, das Verhältnis der drei großen Gewalten, des Kaisertums, des Senats und des Volkes in Waffen fest und reinlich zu ordnen. Vielleicht war diese Aufgabe auch unter den gegebenen Umständen unlösbar.

Italien war nicht nur das Herz, sondern auch das herrschende Land des Reichs, vor den unterworfenen Gebieten bevorzugt durch die Freiheit von der Grundsteuer, wozu sich in der Kaiserzeit die Befreiung vom Heerdienst und

militärischer Besetzung (mit Ausnahme der Gardien, der wiederum durch kürzere Dienstzeit und höhern Sold bevorzugten Prätorianer) gesellte. Der Zweck der Provinzialverwaltung war grundsätzlich nicht etwa das Wohl der Unterthanen — das ist ein christlicher, kein antiker Gedanke —, sondern ihre Ausbeutung zum besten des römischen Herrenvolkes. Spricht sich darin eine furchtbare Selbstsucht aus, so hat doch dieser Grundsatz, ähnlich wie später im türkischen Reiche, die unterworfenen Völker vor dem Versuche geschützt, sie durch gewaltfames Eingreifen in ihr inneres Leben, in ihre Bildung und Sprache dem Herrenvolke einzuverleiben, wie es heutzutage die russische und magyarische „nationale“ Politik versucht. Den Römern wäre vielmehr ein solches Beginnen geradezu unsinnig erschienen, denn sie hätten ja damit die Zahl der Herren nur vermehrt, den Umfang der auszubeutenden Unterthanenmasse vermindert. Von jenem Gesichtspunkte aus war die ganze Provinzialverwaltung geordnet. Sie war unter der sinkenden Republik gewöhnlich roh und gewissenlos, weil die unbefoldeten Statthalter alljährlich wechselten, an Land und Leuten daher nur in den seltensten Fällen ein Interesse hatten und auf gröbere oder feinere Art Erpressungen verübten; sie wurde in der guten Kaiserzeit besser durch längere Amtsdauer, Einführung fester Besoldungen und scharfe Überwachung, die der alten republikanischen Raubwirtschaft wirksam steuerten, aber der leitende Gesichtspunkt blieb derselbe. Der Statthalter hatte als Inhaber des Imperiums die Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten, die obere Gerichtsbarkeit zu verwalten und die Steuern einzuziehen, die der Bequemlichkeit halber an römische Kapitalisten des Ritterstandes (*publicani*) verpachtet wurden. Zur Wahrnehmung dieser Geschäfte verfügte er über eine größere oder geringere Menge römischer Truppen und über einen kleinen Stab von Unterbeamten. Eine wirklich einschneidende römische Verwaltung moderner Art gab es schlechterdings nicht. Die Provinzen zerfielen im hellenischen Osten in Stadtgebiete, im lateinischen Westen entweder in solche oder dort, wo die städtische Kultur noch nicht entwickelt war, in Gaue, die sich allmählich mit dem Fortschreiten der römischen Gesittung oft ebenfalls in Stadtgebiete nach dem Vorbilde der Muttergemeinde Rom verwandelten. Daneben stand, namentlich im Osten, eine Anzahl von Vasallenkönigreichen. Alle diese Gebiete regierten sich der Hauptsache nach, allerdings in sehr verschiedenen Abstufungen, selbständig nach eigenem Rechte, oft nach uraltem Brauche, durch selbstgewählte Behörden aus der einheimischen Bürgerschaft oder dem Landadel. Im Osten dauerte die griechische Stadtverfassung fort, als wenn nichts geschehen wäre, und die Griechen hielten an ihren politischen und religiösen Überlieferungen, Festen und Bräuchen mit unendlicher, halb lächerlicher halb rührender Zähigkeit fest. Ägypten war noch immer das Königreich der Pharaonen, das die römischen Kaiser als deren gesetzliche Nachfolger mit Tempeln in altägyptischem Stile schmückten, wie vormalig die griechischen Ptolemäer, und wie unendlich

geringen Einfluß die römische Herrschaft, vertreten durch einen Procurator und ein paar Abteilungen von Hilfstruppen, vollends im jüdischen Lande gegenüber der Starrheit und dem religiösen Nationalstolze des „auserwählten“ Volkes übte, das lehrt schon die Leidensgeschichte Christi mit greifbarer Deutlichkeit. Auf gleichmäßige Ordnungen ging die römische Verwaltung so wenig aus, daß sie vielmehr im Gegenteil nach dem alten Grundsatz *Divide et impera* die Verschiedenheit planmäßig förderte. Manche Städte, wie Athen, waren als „verbündete Gemeinden“ (*civitates foederatae*) der Provinz gar nicht einverleibt, in ähnlicher Weise wurde im Westen Lugdunum vor allen andern gallischen Städten bevorzugt, überhaupt den Stadtgemeinden derselben Provinz teils das latinische Recht, teils das römische Bürgerrecht verliehen, und regelmäßig waren die Bewohner des Landgebiets einer Stadt der Bürgergemeinde zu schlechterm Rechte als *peregrini* oder *Latini* „attribuirt.“ Jeden Aufruhr benutzte Rom, die treugebliebenen Unterthanen womöglich auf Kosten der abtrünnigen besserzustellen, wie es im östlichen Gallien nach dem Aufstande vom Jahre 68 n. Chr. geschah, und sorgfältig hütete man sich, die alten, längst sinnlos gewordenen, aber unausrottbaren Eifersüchteleien zwischen den griechischen Gemeinden zu unterdrücken. Grundsätzlich wurde ferner im Westen darauf hingearbeitet, den herrschenden Stand für Rom zu gewinnen, indem ihm das römische Bürgerrecht verliehen oder in Aussicht gestellt wurde, immer als Preis der Romanisierung in Sprache, Sitte und Gesinnung und neben der Überlegenheit der römischen Kultur das wirksamste Mittel zu ihrer Verbreitung, da sich der römische Staat nicht, wie der moderne zu ähnlichen Zwecken zu thun liebt, der Schule bedienen konnte, denn sie war überall reine Privat- oder Gemeindefache. Nach und nach erhielten die freien Bewohner ganzer Provinzen das römische Bürgerrecht, bis Kaiser Antoninus Caracalla im Jahre 212 diese Maßregel auf das ganze Reich ausdehnte und damit die Stellung der römischen Bürgerschaft als eines bevorrechteten Herrenvolkes fast gänzlich aufhob.

In militärischer Beziehung wurden die Provinzen von Anfang an grundsätzlich entwaffnet. Nur zum Landesschutz oder zu polizeilichen Zwecken bot der Statthalter gelegentlich die waffenfähige Mannschaft seines Gebiets als Landsturm auf, aber sie war militärisch ungeschult und daher gegen die regulären Truppen des Reichs ohnmächtig, also ungefährlich. Die besten Kräfte der Provinzen — übrigens nicht aller — verwertete das kaiserliche Rom für seine Zwecke, indem es aus ihnen sogenannte Hilfstruppen, *auxilia*, bildete, die nach ihren Ergänzungsbezirken benannt wurden und teilweise in ihrer einheimischen Bewaffnung dienten. Aber die lange (fünfundzwanzigjährige) Dienstzeit, die Verlegung außerhalb des Heimatlandes, die Aussicht auf das römische Bürgerrecht und die Ausstattung mit Ackerland nach Ablauf der Dienstzeit entfremdete diese Truppen planmäßig ihren alten Landsleuten. Auch die

Legionen wurden der Hauptsache nach aus solchen Provinzialen gebildet, die das römische Bürgerrecht hatten. Da sie ihre Garnisonen in den festen Standlagern an den Grenzen meist viele Jahrzehnte hindurch behielten, so entwickelte sich in den Legionen der einzelnen Generalkommandos, modern zu sprechen, ein sehr starker Korpsgeist, der sich wohl mit einem landschaftlichen Sondergeiste verband. Der Thronkrieg des Dreikaiserjahres 69 war ein Kampf erst der gallisch-germanischen Truppen gegen die italienischen und afrikanischen, dann zwischen den pannonisch-syrischen und den gallisch-germanischen Legionen, und auch später noch ist derselbe Gegensatz immer wieder hervorgetreten. So eifrig aber auch die einzelnen Armeekorps (*exercitus*) einander gegenüberstanden, sie fühlten sich durchaus als römische Truppen, als das römische Volk in Waffen, als die Herren der Provinzen und damit des Reichs, die sich herausnahmen, Kaiser zu erheben und zu entthronen. Für den Geist dieses Heeres der Provinzialbevölkerung gegenüber und zwar schon in der ersten Kaiserzeit ist es bezeichnend, daß die Rheinarmee im Jahre 69 den unwürdigen Schlemmer A. Vitellius zum Teil deshalb als Kaiser ausrief und den Krieg für ihn begann, weil die reiche Beute in den Provinzen lockte, die auf der andern Seite standen. Kein Wunder, denn das römische Heer war seit C. Marius in seiner Masse thatsächlich das bewaffnete römische Proletariat unter Offizieren, die anfangs überwiegend aus dem kleinen Landadel Italiens stammten, und bildete daher eine ständige Gefahr für den Frieden des Reichs und die wehrlosen Provinzialen.

Diese militärische Ohnmacht der Provinzen und die unverwüßliche Tüchtigkeit der römischen Truppen machen es erklärlich, daß Rom Jahrhunderte hindurch sein Weltreich mit einer Heeresmacht von lächerlich geringer Stärke (kaum 300 000 Mann) im Zaume hielt, einer Heeresmacht, deren einzelne Teile obendrein durch weite Entfernungen getrennt waren und nur in den Grenzprovinzen, am Rhein, an der mittlern und untern Donau, in Syrien, Ägypten und Nordafrika als Besatzungstruppen standen, während ganze weite Gebiete ohne jede Garnison blieben und z. B. in ganz Gallien sich eine einzige, in Lugdunum (Lyon) liegende Kohorte befand.

Es giebt in der Gegenwart nur ein Staatswesen, das man seiner innern Fügung nach dem römischen Reiche einigermaßen an die Seite stellen kann, das englisch-ostindische Reich. Denn auch dies wird im Interesse eines fremden Herrenvolkes regiert, besteht aus Provinzen und Vasallenstaaten, läßt den einzelnen Gebieten im Innern ein hohes Maß von Freiheit, verzichtet ganz und gar auf Anglißrung, begnügt sich mit einer geringen Zahl europäischer Beamten und Truppen, die durch einheimische Regimenter und Hilfstruppen ergänzt werden und bedeutet ebenfalls die Herrschaft einer fremden, besonders willenskräftigen Nation über ein buntes Gemisch gealterter, zum Teil hochgeitteter Völker.

Aber was die Behauptung der römischen Herrschaft erleichterte, das bildete doch andererseits nicht eine Stärke, sondern eine Schwäche des Reichs. Die Provinzialverwaltung übte keineswegs den einschneidenden Einfluß einer modernen Regierung, und die innern Gegensätze waren sehr stark. Das Reich zerfiel in eine lateinisch und eine griechisch-redende Hälfte; die Nationalitäten waren zwar durch die römische Politik und Kultur geknickt und innerlich wehrlos gemacht, und ihre Unterschiede verwischten sich mehr und mehr, aber die staatsrechtlichen Maßregeln, die dazu führten, hatten doch auch neue Scheidewände aufgerichtet und begünstigten andererseits eine sehr merkwürdige Wandlung: die romanisirten Provinzialen drangen in immer größerer Masse auch in den höhern Reichsdienst ein und eroberten schon am Schluß des ersten Jahrhunderts mit Trajan sogar den Kaiserthron. Wenn es ein Gesamtbewußtsein gab, so konnte sich das nur bei den römischen Bürgern finden, und bei diesen konnte es nur politisch, nicht national sein, denn der Begriff des *civis romanus* war in der Kaiserzeit ein rechtlicher geworden, kein nationaler mehr. Die gesamte Bevölkerung wurde höchstens durch das Bewußtsein, eine höhere Kultur gegenüber den „Barbaren“ zu besitzen, zusammengehalten, sie empfand kosmopolitisch. Und über dem Ganzen stand eine Zentralverwaltung, deren Grundlagen sehr unsicher blieben. Sobald die Verwaltung erschlaffte oder sich gar auflöste, fand die Einheit des Reichs in der in sich zusammenhangslosen und wehrlosen Bevölkerung schwerlich eine genügende Stütze, und die Sicherheit des Reichs war nur so lange verbürgt, als es keinen halbwegs ebenbürtigen Nachbar hatte, was allerdings Jahrhunderte hindurch der Fall war. Die Germanen wurden erst im dritten Jahrhundert gefährlich, bildeten aber noch lange keine große, organisirte Macht, und der einzige einigermaßen zivilisirte Nachbarstaat, der dem römischen Reiche bis zu einem gewissen Grade gleichstand, das parthische, später das neupersische Reich, bedrohte nur die Ostprovinzen, deren Verlust Rom ebenso gut oder noch besser hätte verwinden können, wie ihn später Byzanz wirklich verwunden hat. Auch hierin springt die Ähnlichkeit mit dem englisch-ostindischen Reiche in die Augen.

Als diese äußern Gefahren und zugleich die innere Zerrüttung durch Militäraufstände und Thronkriege, eine notwendige Folge der Unsicherheit der römischen Zentralgewalt, im dritten Jahrhundert immer höher stiegen, da schlug die Reichsreform Diocletians und Konstantins des Großen ganz neue Wege ein. Der erstere suchte das Kaisertum den unerträglichen Schwankungen dadurch zu entziehen, daß er die Nachfolge an die Bestimmung des jeweiligen Monarchen knüpfte, sie also der Wahl durch die Heere und den Senat entzog, zugleich den erkornen Nachfolger zum Mitregenten des Kaisers machte und um die Person des Monarchen den blendenden Schimmer orientalischen Prunks und orientalischer Unterwürfigkeit verbreitete. Ihm gegenüber verschwanden alle Unterschiede in der Bevölkerung in der gleichen Knechtschaft; auch der

Vorrang Italiens wurde aufgehoben. Konstantin trennte dann die bürgerliche und militärische Verwaltung, vermehrte durch Teilung die Zahl der Provinzen und damit der Beamten, unterwarf das Reich einer wohlabgestuften, straff zentralisierten Bürokratie, ordnete das Steuerwesen einheitlich und errichtete eine Feldarmee neben den Grenzheeren. Beide Reformer behandelten Rom nicht mehr als Hauptstadt; der erste verlegte den Regierungssitz in die bedrohten Grenzlande (Nicomedien, Sirmium, Mailand, Trier), der zweite nach dem unbezwinglichen Konstantinopel, also nach dem griechischen Osten. Diese Reformen mochten notwendig erscheinen, aber sie bezeichneten einen ungeheuern Abfall von allen römischen Überlieferungen, ein Eindringen fremder, namentlich orientalischer Anschauungen, waren auch wohl nur deshalb möglich, weil die Monarchen, die sie vornahmen, weder Römer noch Italiker, sondern romanisierte Illyrier (Albanesen) und von Haus aus reine Soldaten waren, also Männer, die mit der wirklich römischen Vergangenheit kaum einen innern Zusammenhang hatten. Schon aus diesem Grunde hätten sie ein neues Leben nicht zu erwecken vermocht. Sie unterdrückten vor allem das Beste, was das römische Reich besessen hatte, die Selbstverwaltung seiner Stadtgemeinden, und förderten durch ihren despotischen Geist die wirtschaftlich-soziale Not, die immer drohender anwuchs.

Was hat überhaupt das römische Reich für die ihm angehörigen Völker in wirtschaftlich-sozialer Beziehung bedeutet? Zunächst brachten die endlosen Kriege, die zu seiner Aufrichtung geführt wurden, über die blühendsten Länder nicht nur lang andauernde wirtschaftliche Störungen, sondern auch oft genug umfassende gewaltsame, ja planmäßige Zerstörungen, denn die antike und namentlich die römische Kriegsführung war die Grausamkeit und Unerbittlichkeit selbst. Zahlreiche blühende Städte wurden vernichtet, ganze Bevölkerungen in die Sklaverei verkauft, gewaltsam in andre Gegenden verpflanzt oder geradezu ausgerottet, wenn es der Staatsvorteil, d. h. die erbarmungslose Selbstsucht des römischen Volkes gebot. „Als ich auf der Rückreise aus Asien von Agina her auf Megara segelte — schreibt ein vornehmer und feingebildeter Römer im Jahre 45 v. Chr., — da blickte ich auf die Landschaften ringsum: hinter mir lag Agina, vor mir Megara, rechts der Piräus, links Korinth: diese einst blühenden Städte liegen jetzt darniedergeworfen und zerstört,“ „vier Städteleichen“ (oppidorum cadavera), die man vom Deck eines Schiffes fast zugleich überblicken konnte! Um dieselbe Zeit weideten auf der Stätte, wo einst Karthago, das London des Altertums, gestanden hatte, die Herden römischer Grundherren. Mit unheimlicher Kälte gehen die römischen Geschichtschreiber über die Szenen voll Entsetzen und Elend hinweg, die sich bei solchen Ereignissen abgespielt haben müssen, denn sie empfanden römisch, nicht menschlich. Und diese erbarmungslosen Zerstörungen wurden oft nicht etwa von erbitterten oder heutigetierigen Soldatenhaufen in der Erregung des Kampfes oder der

Plünderung ausgeführt, sondern die schlimmsten sind mit kaltem Blute von der Regierung angeordnet worden. Denn die Kriege um die Weltherrschaft waren zum guten Teile Handelskriege, und nichts ist grausamer und härter als die kaufmännische Selbstsucht. Schon das Emporkommen der Stadt Rom beruhte auf einer Verbindung von Ackerbau und Handel, und noch ehe Rom in diese Dinge eingriff, war das westliche Mittelmeer der Schauplatz langer wirtschaftlicher Kämpfe der verbündeten Karthager und Etrusker gegen die vordringenden Griechen gewesen. Aus diesem Ringen war schließlich Karthago allein als Siegerin hervorgegangen, weil die etruskische Macht unter dem gleichzeitigen Stoße der Römer und der im Polande einwandernden Kelten zusammenbrach. Als Alleinherrscherin des westlichen Mittelmeers nahm die gewaltige semitische Kaufmannsoligarchie den Kampf mit der italischen Bauernschaft auf, die von einer grundbesitzenden Aristokratie geleitet wurde. Mochte diese den Krieg auch nicht als Handelskrieg begonnen haben, er wurde doch bald dazu, und nach der Niederwerfung Karthagos, der Eroberung Siciliens und Spaniens trat der römische Kaufmann aus dem sogenannten Ritterstande das Erbe der Semiten im Westmeer an. Die Einnischung Roms in die Verhältnisse des griechischen Ostens wurde schon wesentlich von Handelsinteressen bestimmt. Die Zuverlässigkeit und Pünktlichkeit des römischen Kaufherrn, im Osten bei Griechen und Semiten längst ein unbekanntes Ding, gewann auch hier, von dem politischen Vorrang Roms unterstützt, rasch das Übergewicht. Bald machte sich nun der Einfluß der römischen Kapitalisten auf die gesamte auswärtige Politik in bestimmender und verhängnisvoller Weise geltend; sie vor allem waren es, die die Provinzialisierung der abhängigen Staaten seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. betrieben. Denn die Ausbeutung der Provinzen durch die Steuerpacht mußte den Rittern (den publicani) zufallen, während der Senatorenstand, die Nobilität, der die Handels- und Geldgeschäfte verboten blieben, die ergiebigen Statthalterposten für sich nahm und sich zugleich unter der Hand an jenen Spekulationen beteiligte. Was irgendwie der Alleinherrschaft des römischen Kapitalismus entgegenstand, wurde mit rücksichtsloser Brutalität zertreten. Das blühende Rhodos, der größte Handelshafen im ägeischen Meere, wurde nach dem Falle des makedonischen Königtums lahmgelegt durch den römischen Freihafen Delos und verlor binnen kurzer Zeit fünf Sechstel seines frühern Umsatzes; Korinth und Karthago wurden, beide in demselben Jahre, in Trümmerhaufen verwandelt, auf Weisung des Senats. So war das römische Weltreich zum guten Teil ein Werk des römischen Kapitalismus. Die scharfe Ausbildung des Privateigentumsbegriffs im römischen Rechte, der jede Beschränkung dieses Eigentumsrechts zu Gunsten einer Gesamtheit verwarf und auf anders geartete Verhältnisse daher stets auflösend wirkte, förderte diese Entwicklung der Kapitalherrschaft ebenso wie es die Sklaverei that. Man darf diese antike Sklaverei mit der

modernen amerikanischen Negerklaverei gar nicht vergleichen. Bei dieser handelte es sich um eine andre Rasse von unzweifelhaft untergeordneter Begabung, die aus sich heraus bisher noch nirgends eine höhere Kultur erzeugt hat; die antiken Sklaven dagegen gehörten derselben Rasse an und hatten oft sogar denselben oder einen höhern Bildungsgrad wie ihre Herren, sie waren demnach in viel höherm Maße brauchbar als die Negerklaven. Sie lieferten also ihren Herren oft außerordentlich tüchtige und doch sehr billige Arbeitskräfte, und sie halfen dem Kapitalismus, der sie in seine Dienste nahm, den freien Mittelstand in Stadt und Land um so sicherer erdrücken, als der freie Bürger die eigentliche Handarbeit von jeher gering achtete. Daher war im ganzen Bereiche der griechisch-römischen Kultur schon längst der größte Teil der wirtschaftlichen Arbeit im Landbau und namentlich im Gewerbe den Sklaven zugefallen; ja dieser unfreie Arbeiterstand bildete die unentbehrliche Voraussetzung der antiken Stadtstaaten, deren Bürger sich ohne die Sklavearbeit niemals in diesem Umfange den politischen Geschäften hätten widmen, also ihre Verfassung niemals in der vielbewunderten Weise, wie es wirklich geschehen ist, hätten ausbilden können. So zerfiel überall die antike Gesellschaft in zwei getrennte Massen, in Freie und in Sklaven, die rechtlich weder Menschen noch vollends Staatsangehörige waren und folglich an der Fortdauer und Weiterbildung des Staatswesens, dem sie angehörten, nicht das mindeste Interesse hatten, eher eine international und kosmopolitisch gesinnte Masse darstellten. Freilich bildete sich aus den begabtesten und glücklichsten Elementen dieser Sklavenschaft in den Freigelassenen bald ein neuer Stand, der den Wettkampf mit den frühern Herren oft siegreich aufnahm, nur daß er alle Fehler des Emporkömmlings an sich trug und daher zu einer neuen sozialen Gliederung nirgends einen soliden Grund legte. Es kann wie eine Vergeltung für die politische Unterdrückung erscheinen, daß in der Kaiserzeit Freigelassene, namentlich Griechen, zuweilen thatsächlich das Reich beherrschten, wenn es ihnen gelungen war, Vertraute und Berater des Monarchen zu werden.

Seit der Eroberung des griechischen Ostens überfluteten orientalische Sklaven in immer größern Massen Italien, das bis dahin nur eine mäßige Anzahl meist einheimischer, mit der Herrenfamilie verwachsener Haus- und Ackerklaven besessen hatte. Bald zählten einzelne Herren ihre Sklaven nach Tausenden. Und eben in Italien äußerte die Aufrichtung des Weltreichs am frühesten und am verhängnisvollsten ihre Wirkungen. Die römischen Kapitalisten bewirtschafteten die Güter, die sie in den Provinzen besaßen oder erpachteten, mit Sklavenarbeit, produzierten also viel billiger als der italische Landmann und erstickten bald durch die Massen wohlfeilen Getreides, die sie namentlich aus Sicilien und Nordafrika, zwei ohnehin von der Natur gegenüber Italien begünstigten Ländern, nach Italien warfen, den italischen Ackerbau und den italischen Bauernstand. Die Bauern, außer stande, ihre Güter

zu behaupten, wichen den Großgrundbesitzern und strömten in Massen nach Rom, wo sie sich nur zu bald in ein faulenzendes, unruhiges, verwöhntes Proletariat verwandelten, denn auch den Zutritt zum Gewerbebetriebe versperrte ihnen die Sklavenarbeit oder eingewurzelttes Vorurteil. Auf dem platten Lande aber ballten sich die kleinen Güter in den Händen der Nobilität und des Ritterstandes zu ungeheuern Latifundien zusammen, die nun fast ganz von Sklaven bearbeitet wurden und, soweit sie sich nicht in Parks und Wildgehege verwandelten, wesentlich als Viehweide eingerichtet wurden, denn selbst für den Großgrundbesitzer lohnte in Italien der Getreidebau nicht mehr genügend. So wurde Italien längst vor dem Fall der Republik für die Volksernährung in ähnlicher Weise von dem Auslande abhängig, wie das heutige England, und es war seitdem eine Lebensfrage für die Regierung, die Getreidezufuhr offen zu halten. Das Mark seiner Volkskraft aber wurde zerstört. Der italische Bauernstand, der mit seinem Blute die punischen Kriege gefochten und das Weltreich hatte aufrichten helfen, ging eben an diesem Weltreiche bis auf einige Reste zu Grunde, so gut wie der englische, der einst die französischen Kriege geführt und später dem Absolutismus des Königtums zu Gunsten der Land- und Geldaristokratie widerstanden hatte. Aus diesen heillosen Verhältnissen ging die Revolution und endlich die Monarchie hervor. Nur die kräftigsten Elemente suchten und fanden neuen Ackergrund und eine neue Heimat in dem alten Keltenlande am Po, im südlichen Gallien und im südlichen Alpengebiet, wie der englische Landmann jenseits des Ozeans. Noch heute trägt das eigentliche Italien den Schaden in den ganz ungesunden Verhältnissen des platten Landes und in der Verödung der römischen Campagna, die zur Zeit des kleinen bäuerlichen Grundbesitzes eine blühende Ackerbau Landschaft gewesen ist. Furchtbare soziale Revolutionen, die sogenannten Sklavenkriege, erschütterten seitdem Italien mehrmals; sie wurden blutig niedergeworfen und wiederholten sich in der Kaiserzeit nur in geringerem Maße, weil die Regierung stärker war, und weil der langdauernde Friede den wirtschaftlichen Verhältnissen größere Stetigkeit verlieh.

Denn das ist ja nun das größte Verdienst des römischen Weltreichs, daß es in der Kaiserzeit dem ganzen weiten Völkerkreise rings um das Mittelmeer nach endlosen erschöpfenden Kriegen den Frieden gesichert hat. Etwa zwei Jahrhunderte hindurch hat das Reich nur Grenzkriege geführt, nur selten erschütterte ein Thronkrieg die Lande. Begünstigt noch durch ein großartiges Straßennetz blühte der Verkehr, und wären es nicht alternde Völker gewesen, man könnte namentlich die erste größere Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. als die glücklichste Periode der Menschheit preisen, wie es ja wohl auch geschehen ist. Die Römer waren sich dieses Erfolges denn auch bewußt. Was sie denn eigentlich mit ihrer Empörung gewollt hätten, so redete der siegreiche Feldherr Vespasianus, Petilius Cerialis, den gedemütigten keltischen

Adel von Trier an, die Römer hätten ja den ewig hadernden gallischen Völkerschaften den Frieden gebracht, den sie selber niemals hätten aufrichten können. Aber im Innern dieser scheinbar glänzenden Blüte saß doch der Wurm. Mochten auch die Provinzialverwaltungen der Kaiserzeit milder sein, als die Pöschawirtschaft der republikanischen Statthalter, der unnatürliche Zustand, daß der beste Teil der materiellen Volkskraft in der Form von Steuern in die Taschen der Kapitalistengesellschaften und in die Regierungskassen nach Italien abfloß und der Bevölkerung, die sie aufbringen mußte, größtenteils verloren ging, und zwar Jahrhunderte hindurch, blieb doch eben auch in der Kaiserzeit aufrecht. Die Provinzen litten gewissermaßen an chronischer unheilbarer Blutarmut, Rom und Italien an einer ungesunden Blutüberfüllung. In sinnlosem Luxus und üppiger Schwelgerei wurde hier vergeudet, was aus den Provinzen herzuströmte; der noch in seinen Trümmern bewunderte und bewunderungswürdige Glanz des kaiserlichen Roms war doch eben das Ergebnis eines schweren Krankheitszustandes der gesamten alten Welt und diente fast lediglich dem Luxus, setzte also eine zahlreiche Bevölkerung voraus, die nur dem Vergnügen — und welchem Vergnügen! — lebte, Schmarotzer am Mark der Provinzen. Nur das genießende, nicht das wirtschaftlich produktive Zentrum des Reichs war Rom, eine Welthauptstadt ohne Industrie und ohne Aktivhandel, eine einzige Erscheinung in der Geschichte so gut wie das römische Reich selber.

Im griechischen Osten hat nun die römische Finanzwirtschaft verbunden mit dem römischen Kapitalismus den in vielen Strichen längst eingetretenen wirtschaftlichen und sozialen Verfall nur beschleunigt. Am schlimmsten tritt er im eigentlichen Griechenland hervor. Infolge der kriegerischen Verheerungen, der Verschiebung der Handelsverhältnisse, daher aller wirtschaftlichen Bedingungen und der Auswanderung nach dem hellenistischen Osten schmolz die Bevölkerung zusammen. Kaum dreitausend Hopliten, schreibt Plutarch unter Hadrian, also in der sogenannten blühendsten Zeit des Kaisertums, könne Griechenland (offenbar nach dem Vermögensmaße der klassischen Zeit) ins Feld stellen. Ebensoviele hatte das kleine Megara allein zur Schlacht von Plataä gesandt! Da erklärt es sich, wenn sich auch hier der Grundbesitz in den Händen weniger Herren zusammenballte. Schon zur Zeit des Augustus gehörte die ganze Insel Nythra (Cerigo) einem einzigen Grundherrscher, einem römischen Bürger griechischer Abkunft. Ein anderer kaufte um dieselbe Zeit ganz Salamis, um es der athenischen Bürgerschaft zu schenken, und am Anfange des dritten Jahrhunderts besaß ein reicher Privatmann die ganze Insel Kos, damals eine fast menschenleere Einöde. Theben war schon am Anfange der Kaiserzeit ein Dorf, und in Attika gab es, wie ein Römer sagt, mehr Statuen von Göttern und Heroen als lebende Menschen. Weit besser sah es allerdings in Kleinasien, Syrien und Ägypten während der Kaiserzeit aus;

die Länder waren an sich reicher, hatten von Kriegstürmen weniger gelitten und hatten, Italien ferner gerückt, unter dem römischen Kapitalismus weniger zu leiden.

Doch im Osten, unter Bevölkerungen von älterer und höherer Kultur, war der römische Einfluß überhaupt weit schwächer als im Westen, wo ihm unreife Völker gegenüber standen und erlagen. Wie er auf solche wirkte, läßt sich am besten in Gallien verfolgen, dem Kernlande des romanischen Westens. Als Cäsar das große Land unterwarf, stand es etwa auf einer Kulturstufe wie Deutschland im elften Jahrhundert, d. h. einer vorgeschrittenen Naturalwirtschaft. Die Landwirtschaft also beherrschte das Dasein, doch gab es ein blühendes Handwerk, einen nicht unbeträchtlichen Handel, und die Städte waren besuchte Märkte. Überall herrschte ein ritterlicher Adel über eine abhängige Bevölkerung, und noch gab es ausgedehnten Gemeinbesitz. Die römischen Eroberer brachten mit ihrem Garten- und Weinbau auch ihre Rechtsanschauungen ins Land; jener Gemeinbesitz ging, wie nach 1748 der der hochschottischen Clans an die Edelleute, in die Hände römischer oder keltischer Grundherren über, die ihn entweder unmittelbar durch Sklaven bewirtschaften ließen oder an ursprünglich freie Bauern (*coloni*) verpachteten. So verstärkten sich außerordentlich die soziale und wirtschaftliche Machtstellung des keltischen Adels, aber die Landbevölkerung verringerte sich, da sie nach dem Verluste der Gemeinländereien den Städten zuströmte und in städtischen Gewerben Beschäftigung suchte. Die Städte wuchsen also rasch an, aber das platte Land entvölkerte sich, zumal da auch die Grundherren, die rasch romanisirten sogenannten Senatorialen, es meist vorzogen, in den Städten zu leben, wie der bourbonische Adel des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Trotzdem gehörte Gallien unstreitig in den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit zu den blühendsten Provinzen des Reichs, denn das römische Kapital und das römische Vorbild wirkten doch auch in vieler Beziehung befruchtend auf das Land, und Wohlstand und Bevölkerungsanzahl stiegen. Aber die Zustände auf dem platten Lande beunruhigten bald. Um das Zuströmen der Landbevölkerung nach den Städten zu hemmen und dem Landbau die arbeitenden Hände zu sichern, band man später die Colonen an die Scholle und siedelte, da auch das nicht genügte, seit dem dritten Jahrhundert in immer wachsender Zahl Barbaren, namentlich Germanen an. In den Städten aber erdrückten die zahlreichen Staatsfabriken, die zunächst für das Bedürfnis des Heeres zu sorgen hatten, den privaten Gewerbeleiß durch die Sklavenarbeit. Auch die Städte gingen daher immer mehr zurück, und schließlich band der Staat auch die Söhne der Handwerker an den Beruf des Vaters. Da seit dem dritten Jahrhundert die Einfälle der Germanen durch Verwüstungen und Unterbrechung des Verkehrs diese traurige Lage noch steigerten, so verfiel Gallien schließlich in einen Zustand dauernder sozialer Revolution: die Bagauda, der Bauernkrieg, erhob immer und immer wieder

drohend sein Haupt. Seit Konstantin wuchsen außerdem die Steuerlasten ins unerträgliche. Um dem Staat ihre Erhebung zu sichern, machte endlich die Regierung die Senatorialen und die städtischen Ratsfamilien (die Curialen) verantwortlich für die Steuern der Colonen und der Stadtbevölkerung und richtete damit auch diese beiden Stände fast gänzlich zu Grunde.

In ähnlicher Weise wie in Gallien übernahm Rom im karthagischen Nordafrika die Erbschaft sozialer Mißstände und steigerte sie noch. In diesem Lande phönikischer Großgrund- und Geldherrschaft gehörte zu Neros Zeit die Hälfte des ganzen Grund und Bodens nur sechs Herren, und so bedeutend waren zuweilen solche Grundherrschaften, daß sie hier neben den großen Staatsdomänen selbständige Verwaltungsbezirke bildeten und der heilige Augustinus einem dieser Magnaten sagen konnte, er sei auf seinen Gütern dasselbe, was der Kaiser in seinem Reiche. Die Bewirtschaftung lag überall in den Händen von Colonen und Sklaven, und so groß war der Druck, der auf ihnen ruhte, daß die Reichsregierung schon um 180 einmal zum Schutze der Colonen einschreiten mußte. Die glänzende Blüte des römischen Karthagos darf über diese Verhältnisse nicht täuschen. Jedenfalls hat die römische Herrschaft überall die wirtschaftlichen und sozialen Mißstände nicht geheilt, sondern gesteigert und somit die Zersetzung der Gesellschaft in den Provinzen befördert.

Damit verband sich eine fortschreitende Zersetzung und Erschlaffung des geistigen Lebens durch die Auflösung aller Nationalitäten. Denn die Nationalität ist etwas geistiges, der Gesamtbesitz eines Volkes in Sitten, Überlieferungen, Anschauungen und Sprache, aus dem ein mannichfach geartetes, verschieden gefärbtes Gesamtbewußtsein hervorgeht. Sie ist also etwas historisch gewordenes, nichts natürliches, obwohl sie zunächst auf einer natürlichen Grundlage, nämlich der gemeinsamen Abstammung beruht. Daher kann sich der Übergang von einer Nationalität zur andern unter allen Umständen nur langsam, nur in einer Reihe von Geschlechtern vollziehen. Er wird dann verhältnismäßig am leichtesten sein, wenn sich zwei Nationalitäten gegenüberstehen, von denen die eine einen wesentlich größern Gehalt hat als die andre, also höher steht. Dann ist die Assimilierung der niedriger stehenden eine Art von Erziehung zu höherer Kultur, ein abgekürztes Verfahren, wie alle Erziehung, die ja den jungen Menschen gewissermaßen in wenigen Jahren durch alle Entwicklungsstufen der Menschheit hindurch bis zur gegenwärtigen Stufe führen soll, also ein Fortschritt im Bildungsgange des niedriger stehenden Volks. Stehen dagegen beide Nationalitäten einander in ihrem geistigen Gehalte gleich, oder steht gar die politisch herrschende in dieser Beziehung unter der beherrschten, dann kann sie diese nur durch Gewalt und nur äußerlich umwandeln, sie wird dabei ihren Kulturstand herabdrücken und wahrscheinlich nicht einmal etwas dauerhaftes schaffen. Auf jeden Fall bringt jeder Übergang zu einer andern Nationalität zunächst einen Bruch mit dem bisherigen geistigen Besitz

mit sich, der nur dadurch und nur dann geheilt werden kann, wenn das unterlegne Volk allmählich seine eigne Vergangenheit vergißt, sich in die Gedanken- und Empfindungswelt des andern Volks einlebt und dessen Vergangenheit gewissermaßen als die eigne empfindet. Vollständig wird das freilich niemals geschehen, vielmehr ein Mischcharakter, eine Mischkultur entstehen, die durch die Einheit der Sprache nur verdeckt, aber nicht ganz aufgehoben wird.

(Schluß folgt)



Die Erziehung der Knaben zur praktischen Arbeit

(Schluß)



er Arbeitsunterricht dient der allgemeinen Erziehung insofern, als er durch die Leibesbewegung, die er fordert, durch die Muskelthätigkeit, die er hervorruft, das physische Wohlbefinden der Schüler unmittelbar beeinflusst. Die praktische Arbeit befördert den Stoffwechsel, durch sie wird der Blutumlauf lebhafter, die Atmung tiefer und ergiebiger, das Nahrungsbedürfnis größer und damit alle Funktionen des Körpers kraftvoll und normal. Bei der Handarbeit sind nicht etwa nur die Hände und die Armmuskeln thätig, sondern eine große Zahl von Muskeln des Rückens, der Brust, des Beckens und der untern Extremitäten verrichtet zugleich Hilfsarbeit. Geistige Arbeit zieht Blut nach dem Gehirn, körperliche Arbeit führt es in die thätigen Muskeln und in die Lunge, und somit bewirkt die physische Thätigkeit eine wirkliche Entlastung des Denkforgans. Geh. Medizinalrat Birch-Hirschfeld in Leipzig hat nachgewiesen, daß die praktische Arbeit zu dem Turnen, das vorwiegend die Entwicklung der Muskeln beeinflusst, eine Nervengymnastik hinzufügt, die das durch Anstrengung im Schulunterricht gereizte Hirn zur Ruhe kommen läßt. Diese das Hirn entlastende Nervengymnastik ist aber in unserm nervösen Zeitalter ein unschätzbares Mittel für die Herstellung des gestörten Gleichgewichts zwischen Körper und Geist. Durch die praktische Arbeit wird eine segensreiche Abwechslung zwischen geistiger und körperlicher Anstrengung, zwischen passiver Hinnahme des Lehrstoffes und freier Selbstthätigkeit, zwischen Ruhe und Bewegung des Körpers geschaffen. Und wie das Gute nach allen Seiten lohnt, so folgt nach gethaner Arbeit und bei richtiger Funktion der verschiedenen Organe des Körpers ein ruhiger, gesunder Schlaf. Nervöse Ermattung, Aufschrecken aus dem Schlafe verschwinden nach ärztlicher Aussage bei Kindern, die sich einer passenden und geregelten Handarbeit widmen. Neu-